

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 10. July 1821.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Krönung der Könige von England und die dabey Statt findenden Feyerlichkeiten.

Nach dem Englischen des Joseph Strutt,
dem Gentleman's Magazine und andern Quellen.

(Schluß.)

Wenn nun Seine Majestät aus dem großen Saale nach der Westminster-Kirche gehen, wo die Krönung erfolgt, so geschieht dieses unter einem Thronhimmel, der von den Baronen der Häfen getragen wird; dieß ist die Benennung, mit welcher man die Abgeordneten jener Seestädte bezeichnet, die den Unternehmungen von Seiten Frankreichs gegen England am meisten ausgesetzt sind, und die aus diesem Grunde vom Hofe vorzüglich begünstigt werden. Diese Städte rüsteten vor Alters auf eigene Kosten Schiffe zur Vertheidigung des Königreichs aus; und dieses hat ihnen zu verschiedenen großen Vorrechten verholfen, so daß unter andern diese Abgeordneten auch die Ehre haben, am Krönungstage mit Seiner Majestät zu einerley Stunde und auf demselben Saale die Mittagstafel zu halten.

Sobald der König im Mittelgange der Kirche angelangt ist, setzt er sich auf einen sammtenen Armstuhl. Der Erzbischof von Canterbury kömmt und nähert sich dem Platze, wo die Pairs sitzen, und fragt zu drey wiederholten Mahlen mit lauter Stimme alle Anwesenden, ob es ihr Wille sey, den zu Krönenden, dessen Nahme genannt wird, zu ihrem Beherrscher anzunehmen. Die Frage wird mit Zuruf und Freudengeschrey der Anwesenden beantwortet. Hiernach steht der Prinz auf, tritt zum Altar und leistet stehend den Eid im Allgemeinen.

Sodann fragt ihn der Erzbischof: „Versprechen und schwören Sie, das Volk dieser Königreiche und die Staaten, die davon abhängen, in Gemäßheit der eingeführten Geseze und der vom Parlament beschlossenen Verordnungen zu regieren?“

Der Monarch antwortet: „Ich verspreche und beschwöre es.“

Der Erzbischof fragt weiter: „Wollen Sie sich auch bestreben, das Evan-

gelium und die Religion, wie solche nach den Lehren des Christenthums dermaßen eingeführt ist, aufrecht zu erhalten? Wollen Sie die Bischöfe und die Geistlichkeit dieses Königreichs, ingleichen die Kirchen, die Ihrer Sorge anvertraut sind, bey allen den Rechten und Privilegien schützen, die ihnen gegenwärtig zukommen und künftig zukommen können?"

Seine Majestät antwortet abermahls: „Ich verspreche es.“ Hierauf legt der König die Hand auf das Evangelienbuch und thut kniend den Eidschwur: „Ich schwöre, daß ich halten und erfüllen will, was ich gegenwärtig versprochen habe.“

Sodann tritt der König zurück und setzt sich auf den mit Sammt und Gold verzierten steinernen Thron Eduard des Ersten, Königs von Schottland, wo hernach unter vielen Gebethen und Einsegnungen die Krönung vor den Augen der Pairs, der Abgeordneten der Kammern der Gemeinen und einer unzählbaren Menge anderer Zuseher folgender Maßen vor sich geht.

Der Erzbischof nimmt mit Hülfe einiger Bischöfe dem Könige seine Mütze, seinen Mantel und sein Kleid ab, gießt in einen goldenen Löffel einiges Oyl und den Chrysam aus den heiligen Flaschen, und verrichtet die gewöhnlichen Salbungen an den Händen, den Armen, den Achseln, der Brust und an dem Haupte des Monarchen. Sodann bekleidet man ihn mit Halbstiefeln, leinenen Handschuhen, einem Chorhemde, einer Stola, einem Gürtel und einer Art von Priesterkleide (Dalmatica). Zugleich hohlt der Erzbischof von dem Altare denjenigen Zepter, der oben mit einem Kreuze versehen ist, und übergibt ihn dem König mit den Worten: „Empfangen Sie dieses Zeichen der oberherrlichen Gewalt, und brauchen Sie diesen Stab der Tugend, Ihr Volk mit Gerechtigkeit und Milde zu regieren; strafen Sie die Bösen und schützen Sie die Redlichen.“

Der Prinz nimmt den Zepter mit dem Kreuze in die rechte und zugleich überreicht man ihm jenen mit der Taube in die linke Hand.

Hierauf geht der Prälat wieder zum Altar, hohlt die alte, reich mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Krone des heil. Eduard, und nach Verrichtung einiger Gebethe setzt er solche dem König auf das Haupt mit den Worten: „Gott der Ewige kröne Sie mit der Krone der Gerechtigkeit und der Herrlichkeit.“ In diesem Augenblicke hört man allgemeine Töne der Freude, einen wiederholten Ruf: „Es lebe der König!“

Dieser wiederholte Zuruf wird vom Geräusche mehrerer Musik-Chöre, dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geschüßes begleitet, die Freude und die Rührung des Volkes ersteigt den höchsten Gipfel und löset sich auf in ein frommes Gebeth für das Wohl des Herrschers und des Reiches. In dessen geschieht die Überreichung des Reichsapfels und des Ringes, welchen der Erzbischof selbst dem Monarchen an den Finger steckt.

Seine Majestät setzen sich sodann auf einen erhabneren Thron, welchem sich die geistlichen und weltlichen Pairs nahen, Ihnen die Huldigung leisten, Sie auf den linken Backen küssen und mit der Hand die Krone berühren, um damit zu bezeugen, daß sie bereit seyen, dieselbe auch mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen. Während dieser Handlung wirft der Groß-Schatzmeister allenthalben Krönungsmünzen aus, auf welchen des neuen Königs Bildniß gepräget ist.

Nach Vollendung dieser Feyerlichkeit führt man den Monarchen in die Kapelle des heiligen Eduard, wo er andere Kleider findet, mit denen er sodann wieder in den großen Saal kömmt und dem königlichen Gastmahle beywohnt. Während dieser Tafel zwischen dem ersten und zweyten Gange geschieht von dem geharnischten Kämpfer zu Pferd die Ausforderung, deren am Eingang Erwähnung geschah, und wenn auch diese vorbey ist, so ruft ein Wappen-Herold den gekrönten Prinzen aufs Neue als König von Großbritannien aus.

Noch sind die Großwürdenträger zu bemerken, die jedes Mahl bey den Krönungen Ämter zu versehen, oder beym Zeremoniel mitzuwirken haben.

Der Herzog von Bedford ist jedes Mahl Groß-Almosenier der Krönung.

Die Bischöfe von Bath und Durham assistiren dem Könige während der ganzen Zeremonie in pontificalibus.

In sofern der Lord Groß-Kanzler von England Bischof ist, trägt er den Kelch des heiligen Eduard vor dem König in pontificalibus, und eben so der Lord Groß-Schatzmeister, in sofern er Bischof ist, die Patene, sonst würden diese beyden Insignien von andern Bischöfen getragen.

Der damahls Älteste von Adel trägt vor dem König zur Rechten den Zepher mit dem Kreuze, der nächste nach ihm zieht eben so links mit dem Zepher mit der Taube.

Der Graf von Chester trägt dem König das kurze, stumpfe Schwert vor, zur Rechten dieses Grafen trägt der Graf von Huntington das eine und links der Graf von Warwick das andere Schwert.

Einer vom höchsten Adel trägt die goldenen Sporne, und eben ein solcher hält während der Krönungsfeyerlichkeit des Königs Schwert an seiner Seite.

Dem Graf von Leicester ist für diesen Tag die Oberaufsicht zugewiesen.

Der Herzog von York ist Krönungsmarschall.

Der Graf von Arundel Oberst-Mundschenk.

Der Graf von Heerford ist Groß-Konnetable,
und der Graf von Orford Oberst-Kämmerling.

Was übrigens den Pracht-Aufwand bey dieser Feyerlichkeit betrifft, so hängt solcher jedes Mahl von der Disposition des Königs ab, und es sind daher die geschichtlichen Erzählungen von derley Krönungsaufzügen wesentlich von einander verschieden. Am Auffallendsten ist jene der Königin Elisabeth. Diese Frau fand ein vorzügliches Vergnügen darin, sich in eminenter Pracht zu zeigen. Sie brachte die ganze Nacht vor dem Krönungstag damit zu, sich mit Puz und Anstand zu dieser Zeremonie vorzubereiten. Sie ließ selbst aus dem Auslande zusammen kommen, was nur immer an Geschmeide aufgebracht werden konnte. Der Zug begann mit einer brillanten Kavalkade, bey welcher vier hundert der ausgesuchtesten Pferde und hundert der prächtigsten Wagen zu sehen waren. Die Königin selbst fuhr in einem auserlesenen schönen Wagen, dessen Pferde die Geschirre reich mit Edelsteinen besetzt hatten; diesen Wagen umgaben vierzig junge Adelige in Kleidern von Scharlach reich mit Gold gestickt; dreyßig herrlich geschmückte Damen zu Zweyen in schönen offenen Wagen schlossen den Zug.

M a y l i e d.

Waldblumen lieblich düften,
 Sie grüßen süß vom May,
 Aus dunkeln Felsgeklüften
 Kommt hell der Quell herbey.

Was nur die Blumen wollen
 Zu jeder Frühlingszeit?
 Was nur die Bächlein wollen
 Suchen im Thal so weit?

Die zarten Düste dringen
 Und suchen Liebe nur,
 Die hellen Quellen springen
 Nur auf der Liebe Spur.

Sie alle wollen innig,
 Tief in dein Herz hinein,
 Sie sprechen hold und sinnig:
 Dein Herz soll fröhlich seyn.

Ihr mildes Rieseln, Düften
 Ist wortlos, reich im Sinn,
 Es weht und strömt in Lüften
 Die Gottestliebe hin.

Begrüßt denn, Blümlein holde,
 Ihr Quellen kühl im Thal,
 Gebirg im Abendgolde,
 Geklüft im Mondenstrahl.

Mit deinen tausend Wonnen
 Begrüßt du Mayenzeit,
 Herzlust'ger Blütenbronnen,
 Holdseligs Flurenkleid.

Aus deinen Quellen labe
 Die ganze Seele mein,
 Und deine süße Gabe:
 Laß tiefes Sehnen seyn!

Setmine.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 3. Juny.

** Wenn es sich wohl traf, daß ich je zuweilen in Monathen nicht an Sie schrieb, so denke ich dießmahl durch die rasche Aufeinanderfolge meiner Briefe zu beweisen, daß Ihr Korrespondent nicht faul ist, wenn er wahrhaft interessante Dinge zu berichten findet. Und dieß ist heute der Fall, wo ich von höchst merkwürdigen Kunst-Ercheinungen zu reden habe, die an uns vorüber gegangen sind.

Die erste ist unser neues Schauspielhaus, das denn nun endlich eröffnet worden ist. Der Drang am ersten Tage war, wie Sie denken können, ungeheuer, doch muß man der Behörde nachrühmen, daß sie bestmöglichst Ordnung zu erhalten wußte. Auch verhinderte manches Unglück die neue und gut gedachte Einrichtung am Gebäude, daß die Wagen und die Fußgänger von einander gesonderte Eingänge haben. Man gab den neuen, von Goethe eigends zu dieser Feyer gedichteten Prolog, seine unsterbliche Iphigenie und ein neues — — Ballet: die Rosenfee, das, wenn auch sonst keine, doch die Merkwürdigkeiten darbiethet, von einer Person erfunden zu seyn, die man wohl gewohnt ist, an die Spitze eines Regimentes, nicht aber als Erfinder eines — Ballets auftreten zu sehen.

Das neue Schauspielhaus macht bey dem ersten Hereintreten (und nach einer genaueren Untersuchung des Gebäudes kann ich natürlich jetzt noch nicht urtheilen) einen sehr freundlichen, überraschenden Eindruck. Man hat, wie im Konzertsale, zu dem es ein Pendant liefern mag, auch im Theater die höchste Einfachheit mit Geschmack und Luxus verbinden wollen, daher z. B. sehen Sie, außer den wenigen Malereien an der Decke, von Farben nichts als den Grundton der Wände, die mit weißem Stuck, wie der Konzertsaal, belegt sind, die wenigen goldenen Verzierungen darauf, und die rothen Decken an den königlichen Logen. Diese Einfachheit thut dem Auge wohl; aber dafür wird es fast unangenehm überrascht durch die zu große Beschränktheit des Raumes; man kann, wenn man nota bene berücksichtigt, daß man nicht etwa in einem Vorstadttheater oder in einem unter mehreren Theatern der Hauptstadt, sondern eben in dem allereinzigen Schauspielhause des großen Berlins steht (denn das Opernhaus ist in so fern nicht zu rechnen, als immer nur in einem der beyden Theater gespielt wird), man könnte, sage ich, unter diesen Bedingungen das neue Haus eine Taschenduodez-Ausgabe von einem Theater nennen, so gedrängt, so kompendiös sieht das Innere aus. Es war natürlich, daß, wenn man einmahl einen so kleinen Raum billden, und doch wenigstens 15 — 1600 Menschen darin placiren wollte, man dann mit der Vertheilung der einzelnen Plätze geizen mußte, und dieß soll in den Logen auf eine so unanständige Weise geschehen seyn, daß viele dicke Männer und Frauen bereits einem Paß geschlossen und unterzeichnet haben, das neue Haus nicht zu besuchen. Die Sperrsitze, 246 an der Zahl, sind die besten Plätze im Hause, denn sie liegen ungewöhnlich hoch, und es entgehen dem Zuschauer selbst die Füße der Tänzerinnen nicht, was zwar bey unsern Tänzerinnen eben kein sonderlicher Vortheil ist, doch aber von den Meisten als *conditio sine qua non*, um überhaupt in's Theater zu gehen, verlangt wird. Auf den ersten Bänken des Parterres soll man gleichfalls gut seyn; über die Stehplätze aber habe ich Klagen hören. Mit den Logen hat man die Einrichtung getroffen, daß man Balkons vor dieselben gebaut hat, wie z. B. in Paris, Leipzig, Karlsruhe u. s. w. Das ist recht zweckmäßig und schön, aber daß man dafür die Logen so tief in den Hintergrund geschoben hat, daß das Licht des Kronenleuchters so wenig hineinfällt, als das Sonnenlicht in einen unterirdischen Kerker, und daß man daher in den Logen eben so wenig das Publikum sehen, als von ihm gesehen werden kann, ist ein zweyter Übelstand, der viele murren macht, und die Logen künftighin nicht zu den Lieblingsplätzen erheben wird. Auf den Balkons ist man sehr gut in jeder Hinsicht. Lachen hat es gemacht, wie man die Logenreihen so sonderbar getauft hat. Den ersten Rang nämlich, d. h. auf gutes Deutsch den Rang, der eine Treppe hoch liegt, vom Parterre abgerechnet, taufte man den königlichen Rang; den zweyten, also zwey Treppen hoch, nannte man den ersten, und den dritten den zweyten Rang! Da die Benennungen dieser Plätze im Opernhause dem gesunden Menschenverstande mehr entsprechen, als diese neuen, so läßt sich eine unendliche Reihe von Verwirrungen von Seiten des Publikums vorhersehen. Heute wird ein Fremder das Seinige zu thun glauben, wenn er Billets zum ersten Range fordert, und man wird ihn zwey anständig hohe Treppen hinauf schicken, und morgen wird ein bescheidener Bürger mit seiner Frau sich in den zweyten Rang versetzen wollen, und man schickt ihn drey Stock hinauf in's Amphitheater unter seine Lehrlinge und Gesellen! — Die königliche Loge tritt weit hervor, sie ist sehr geräumig und hübsch decorirt; eine rothe Samtdecke mit

dem Wappen des preussischen Hauses hängt in's Parterre hinab, und eine andere Draperie, die den Vorsprung der Loge von oben schließt, wird von zwey vergoldeten preussischen Adlern gehalten. Sonst sind für die Allerhöchsten und Höchsten Personen noch vier andere größere und kleinere Logen im Hause bestimmt.

Den Plafond schmücken neun Musen in eben so vielen Feldern, die sich in den Halbkreis theilen, den der Zuschauerraum um die Bühne als Diameter bildet. Diese Musen sind von Wach in gut gewählten Gruppen und effectreich gemahlt. Sie werden durch den schönen Lüstre beleuchtet, der seinen vier eleganten Brüdern im Konzertsaal ganz gleich ist. Wenn ich Ihnen nun noch sage, daß am Proscenio ein Bacchanal von Schadow gemahlt ist, und daß der Vorhang sehr einfach eine grüne Decke bezeichnet, so glaube ich Ihnen genug erzählt zu haben, um Ihren Lesern eine ungefähre Idee vom Ganzen zu geben.

Der erste Abend ward in Freudentaumel verlebt. Man brachte dem Könige, dem erhabenen Gründer dieses neuen Gebäudes, wie so vieler Verschönerungen unserer Residenz, ein stürmisches Lebehoch! man sang das Lied: Heil dir im Siegerkranz, und zuletzt rief man noch lebhaft den Architekten, den Meister Schinkel hervor, der sich aber bescheiden dieser Ehre entzogen hatte, dafür noch später eine Nachtmusik bekam u. s. w. Am zweyten Abend aber, wo man die Iffland'schen Jäger gab, verstehen Sie mich ja recht, am zweyten Abend nach der Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses, waren und blieben 400 Plätze leer, obgleich es Sonntag war! Das scheint mir eine Begebenheit, werth in den Annalen der Kunstgeschichte verzeichnet zu werden. So aber ist das Publikum heut zu Tage! Hätte man ihm statt des alten, guten Stücks: die Jäger, ein neues Ballet oder eine andere, wenn auch noch so miserable Neuigkeit vorgesetzt, das Haus wäre wieder zum Erdrücken angefüllt gewesen, aber um des neuen Hauses willen wollte man sich Zeit nehmen! Zum Theil lag aber wohl die Leerbleiben an den fehlerhaften Annoncen in den öffentlichen Blättern, nach denen jeder denken mußte, daß wenigstens in den ersten zehn Vorstellungen es vergebene Mühe seyn werde, sich um ein Billet zu bewerben.

Und nun gehe ich zu der zweyten Künsterscheinung über, die, wo möglich, noch merkwürdiger ist, als die erste, ich meine den neuen Prolog unsers zwey und siebenzigjährigen Goethe. Meine Leser mögen mit freudigem Staunen erfahren, daß die Bessern hier dieses Gedicht mit zu dem Allerbesten zählten, was der wunderbare Dichter je geschaffen hat! Solche Feinheit und Tiefe der Gedanken, solche Kernsprüche, solche geglättete, süße Verse hat nur Goethe! Ja man möchte sagen, es ist werth gewesen, ein solches Haus zu bauen, damit es Goethe veranlaßte, einen Prolog dafür zu dichten! — Die Muse tritt freudig, rasch hervor, entzückt über den neuen Kunsttempel, der sich zu ihrem Dienst erhoben hat; sie geht über zur Betrachtung dessen, was in ihm vorgezaubert werden wird, und führt die einzelnen Gattungen dramatischer Poesie charakteristisch an. Der Prolog ist noch nicht gedruckt, und es scheint nicht, als ob man Anstalt dazu machte, und daß vielleicht Goethe sich das Druckrecht vorbehalten hat: um so mehr freue ich mich, zwey der köstlichsten Stellen aus diesem Meisterwerke abgelautet zu haben, womit ich meinen Bericht und Ihre Blätter schmücken will.

Nachdem sie über griechisches und romantisches Trauerspiel gesprochen, und den miserablen Unselbstlichen einen kurzen, aber derben Streich versetzt hat, denn

Schicksal und Glauben finden Keinen Theil:

Nur aus der reinen Brust stammt alles Heil —

läßt sich die Muse, wie folgt, über unser neu-bürgerliches Schauspiel und über die Posse vernehmen:

Ein Bürger kommt; auch der ist gern geseh'n:

Mit Weib und Kindern häuslich eingezwängt,

Von Grillenqual und Gläubigern gedrängt;

Sonst wackerer Mann, wohlthätig und gerecht,

Nach Freyheit lechzend, der Gewohnheit Knecht!

Die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll:
 Ein munt'rer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
 Und was an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten
 Sich Charaktere seltsamlich entfalten.
 Das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
 Denn ungefähr geht es zu Hause so:
 Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
 Erträgt man leichter in der Werkelwest;
 Die Thoren läßt man durch einander rennen,
 Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmäh'n,
 Das Possenhafte, gleichfalls gern geseh'n.
 Doch Niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
 Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus.
 Von Markt und Straßen selbst hinweggebannt,
 Hat sich's zuletzt der Bühne zugewandt:
 Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
 Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
 Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
 Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt!

Nun, wenn das nicht Goethe ist, wie er leibt und lebt, dann ist es auch Goethe nicht, der den Faust geschrieben hat. — Nachdem nun die Muse so die verschiedenen Gattungen vorgeführt hat, gedenkt sie zart des Gründers des neuen Baues. Wem verdanken wir dieß Alles:

Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen?
 „Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen!“

Zarter und schöner ist wohl nie ein Lob und passender ausgesprochen worden. Sie erinnert die Zuschauer, daß auch sie das Ihrige thun, daß sie anerkennen sollen, was des Beyfalls werth ist, da ja selbst der Dichter —

Und wär' er noch so stolz auf sein Talent,
 Doch eures Beyfalls hohen Werth erkennt!

So schließt sie denn echt Goethisch:

Zwar hätt' ich wohl noch mancherley zu sagen,
 Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

Ich bedaure, daß ich nicht mehr von dieser köstlichen Poesie habe auffassen können. Leider! spricht Mad. St. ich den Prolog so, daß man wohl fühlt, sie verstehe ihn nicht, wie sie auch selbst gesagt haben soll. So sind nun einmahl unsere Schauspieler in Deutschland, und man wird auch wohl in den ersten hundert Jahren trotz allen Schreibens wenig an ihnen ändern! Um so sehnlicher muß man dem Drucke des schönen Gedichtes entgegen sehen, um sich selbst in stiller Klausen den Genuß recht tief und ernst zu wiederholen.

(Der Schluß folgt.)

Zsebkönyv kiadta Igaz Sámuel. Bécsben Pichler Antalnál (Taschenbuch herausgegeben von Samuel Igaz, Wien bey Anton Pichler) im Preise 6 fl. 30 kr. W. W.

*) Dieß Büchlein ist eine merkwürdige Erscheinung am Horizont der magyarischen Literatur *). Es ist, einige unbedeutende Versuche abgerechnet, das erste Taschenbuch in magyarischer Sprache, und als solches ein neuer Beweis des Fortschreitens unserer magyarischen Literatur, und der aufgeregten Theilnahme bey jenen, für die Taschenbücher eigentlich bestimmt sind: dem schönen Geschlechte. Das Außere des Taschenbuches ist gefällig, Druck und Papier gut, unter den Kupfern zeichnet sich Matthias Corvinus, nach dem Original in der Ambraser Sammlung, aus; auch die Bignette, eine Ansicht des Tokayer Weingebirgs ist gut gewählt. Die zwey andern Kupfer, Scenen aus Alexander Kisfaludi's Hunyadi, sind minder gelungen.

Über den Inhalt läßt sich sagen, was Martial von seinen Epigrammen:

„Sunt bona, sunt mediocria etc.“

Das Vorzüglichste unter dem Guten ist Lóth László (des leider zu früh verstorbenen) „Vergötterungsglanz“ eine pindarische Ode voll Kraft und Leben und Gluth. Alles, was der alte Meister Kazinczy Ferencz zur Ausschmückung des Taschenbuches beygetragen, ist vortrefflich. Unter den prosaischen Aufsätzen, oder besser den Aufsätzen in Prosa, ist Rose und Kálmán von Klauzál sowohl in Rücksicht der Sprache, als der Haltung des Ganzen das Beste. Außer dem Angeführten biethet das Taschenbuch noch manches Schöne, wovon sich jeder Leser leicht überzeugen kann. Daß mehrere Übersetzungen aus der deutschen Sprache im Taschenbuch enthalten sind, ist eine erfreuliche Erscheinung, — den magyarischen Dichtern ist das Studium der Dichter des deutschen Parnasses nicht genug zu empfehlen. Unangenehm ist es hingegen Ref. aufgefallen, daß viele Gedichte ohne Sylbenmaß geschrieben sind. Da die Magyaren das vollendetste Sylbenmaß haben unter allen lebenden Sprachen, so wäre es an der Zeit, sich auch dessen ausschließlich zu bedienen. Die Musik zu Kazinczy's Minni, und Kölessey's harrende Maid von B. Ludwig Podmanitzky ist gut.

Da ich nun schon im Zuge des Recensirens bin, will ich noch eines Buches erwähnen; es ist Döbrentey's ausländisches Theater. Der erste Band enthält Müllners Schuld in Prosa übersetzt. Der verdienstvolle Übersetzer sagt in der Vorrede, er habe es nicht in Versen übersetzt, weil die Siebenbürger ungrischen Schauspieler, für die es ursprünglich ungrisch bearbeitet wurde, sich nicht getrauten, Verse vorzutragen. — Wie er das Ganze in Versen hätte geben können, zeigt die als Probe beygefügte metrische Übersetzung des ersten Akts. Die nächstfolgenden Bände sollen, je nachdem es das Original erheischt, in Versen übertragen werden. Der Anhang ist interessant. Der Verfasser gibt Müllners Leben nach dem Conversations-Lexicon, frühere Auflage, und berührt zuletzt die Streitigkeiten Müllners und seiner Gegner nur flüchtig. Über den Charakter der Elvira, der dem Übersetzer viel Schwierigkeiten both, hat Döbrentey bey Müllner selbst angefragt, es scheint aber aus dem, was Döbrentey über Elvira in einem eigenen Abschnitt sagt, Müllner habe ihn nicht überzeugt, daß Elvira so verdachtlos ist, als sie nach Müllners Ansicht erscheinen soll. Die gedrängte Geschichte des deutschen Bühnenwesens, und das Leben einiger berühmten deutschen Schauspieler ist verdienstlich geschrieben. — Wir wünschen dem Werke viele Leser, damit das Unternehmen nicht stocke.

Sch a u s p i e l.

Kärnthnerthor-Theater, den 19. Juny: Der Barbier von Sevilla. Musik von Rossini. Mad. Mezger-Despermann gab auf dieser Bühne als erste Gastrolle die Rosine.

Wir hatten die Sängerin bereits in diesem Part gehört, und glaubten auch zugleich das Trefflichste von ihr gehört zu haben; dennoch übertraf sie das vorher von ihr

*) Unser Interesse an der Erscheinung dieses, allgemeinen Beyfall findenden und in Nr. 76 d. Z. bereits angezeigten Taschenbuches wird die Aufnahme der zweyten Beurtheilung rechtfertigen. D. Red.

Geleistete, nicht anders, als ob sie sich hier in einem neuen Element bewegte, auf einem Strom von Harmonien, der sie empor zu tragen schien, und ihrem liebenswürdigen Talent Gelegenheit verschaffte, sich noch freyer zu entwickeln, wozu die Leistungen der Mitwirkenden und die Präzision des Orchesters in gleichem Maße beytrugen. Die Töne klangen in der reinsten Klarheit, der Reichthum des Schmuckes bildete neue Schönheiten und jedes Gesangsstück wirkte mit dem Zauber des ersten Eindrucks, wovon die oft mitten im Flusse des Gesanges und im schwebenden Tanze reizender Figuren und willkürlich hervorbrechenden Zeichen des Beyfalls, so wie häufige Wiederholungen redende Beweise waren. Der Mangel an freyer Bewegung in dem gedrängt vollen Kreise der Zuhörer konnte die fortdauernde Theilnahme nicht vermindern, die mit der Annäherung des Schlusses vielmehr immer höher stieg, so daß im letzten Rundgesang das liebliche Duettchen zwischen Ulmaviva und Rosine, dessen Verfasser Hr. R i o t t e ist, zwey Mal auf Verlangen repetirt wurde. Auch die Darstellung sprach durch ihren ungezwungenen, gefälligen Charakter freundlich an.

Eine zweyte neue Erscheinung an diesem Abend war der F. F. Hoffmänger Hr. G o e h, der als engagirtes Mitglied der Oper in der Rolle des Doktor Bartolo zum ersten Male auftrat. Den Freunden der Tonkunst früher schon bekannt durch seine verdienstlichen Mitwirkungen in Akademien und Oratorien, war der freundliche Empfang eben sowohl eine Folge günstiger Erwartungen, als der Bereitwilligkeit, den Sängern aufzumuntern, der in der scenischen Umgebung zweyfachen Anforderungen zu genügen hat. Umfang und Biegsamkeit der Stimme gewinnen durch die reife musikalische Bildung, und wenn auch bey diesem ersten Versuch in dem ungewohnten Bühnenraum an Kraft und Klang etwas verloren ging, so kann leicht durch fortgesetzte Übung und genauere Kenntniß des Lo als in der Folge das Verhältniß wieder hergestellt werden. Als Schauspieler zeigte Hr. G o e h ein seltenes Geschick für einen Anfänger, das von vorhergegangenen öfteren Versuchen auf Liebhaberbühnen zeugte, und zugleich jenes anständige Benehmen, das nur in solchen Privatvereinen sich erwirbt, wo der feinere Ton des geselligen Lebens herrscht, der oft genug den rutinierten Künstlern, mehr als zu wünschen wäre, fremd ist.

Hr. R o s n e r sang den Part des Ulmaviva ungemein lieblich. In der ersten Arie war die Höhe etwas schwach, wozu vielleicht das verzögerte Zeitmaß einiges beytrug, in der Folge nahm die Kraft des Tones zu, und auch die Darstellung gab neue erfreuliche Beweise seines Fortschreitens. — Figaro ist von Seite des Gesanges wie des Spiels eine beyfallwürdige Leistung des Hrn. F o r t i, der oft wiederholten Beyfall erntete. Die Oper wurde einige Tage später wieder aufgeführt und die Gastspielerin gab zum zweyten Mal vor einer zahlreichen Versammlung auf dieser Bühne die Rosine.

Ein noch größerer Genuß wurde uns am 29. d. verfl. M. durch Mozart's F i g a r o bereitet. Selten werden die zwey weiblichen Hauptrollen dieses in seiner Art ganz einzig dastehenden Meisterwerks in solcher Vollkommenheit des Gesanges besetzt, wie hier, durch die kunstreiche Sängerin Mad. G r ü n b a u m, als Gräfinn, und die des Ranges neben ihr so würdige Gastspielerin als S u s a n n e, beyde in der Kunstschöpfung des mit den größten Geistern aller Zeiten wetteifernden Tondichters, der dem langen Vorurtheil zum Troste auch Intriguenspiel und Witz der Macht der Harmonien unterwarf, freudig mit einander um die Palme ringend. Hier zeigt sich wohl der Unterschied zwischen vergänglichem Ohrenkitzel und dem tiefen Eindruck auf Verstand und Herz recht klar und deutlich, indem jener zum betäubenden Beyfallklatschen immerwährend anregt, dieser zur innigen Bewunderung reißt, die mit jedem neuen Tonstück, aus dem das geist- und einheitsvolle Ganze sich zum Meisterwerk gestaltet, fortdauernd wächst, den Sieg der wahren Kunst und Schönheit zu verkünden. Dem hohen Genius vertrauend und auf die Unterstützung ausgezeichneter Kunstgenossen sicher rechnend, schien Mad. B e s p e r m a n n hier von dem Wunsche nur beseelt, mit ihnen in Vereinigung zu wirken, und sie wirkte um so sicherer auch für sich, indem sie ihren Kunstsin und gebildeten Geschmack bewährte. Die einfache Kraft der Stimme, der sinnvolle Ausdruck und die zartesten Schattirungen des Tones brachten den nähmlichen Erfolg her-

vor, den die glänzende Verwendung seltner Kunstfertigkeit erreichte, und wie sehr das Publikum dieses würdigte, zeigte sich in dem Serzett des ersten Finales ganz besonders, wo einzelne Stellen durch die glückliche Bezeichnung lauten Beyfall erregten. Wiederholt mußte das Duett mit dem Grafen im zweyten Akt werden, und die Mittheilungen des Hrn. Vogl in diesem und den übrigen Gesangstücken der Oper können auch wohl so leicht nicht überbothen werden. Eben das war der Fall mit dem reizenden Duett zwischen der Gräfinn und Susanne, während des Diktierens, und das durch einstimmigen Jubel ausgedrückte Zeichen zum da Capo konnte sowohl dem Wunsche zugeschrieben werden, endlich zur Entscheidung zu gelangen, welcher von beyden Sängern doch der Preis gebühre, als dem Verlangen nach erneuertem Genuß. Vor dem letzten Final sang Mad. *Vespermann* das sonst weggelassene *Adagio* von Mozart, mit großer Einfachheit und verdientem Beyfall. Als die Gastspielerinn am Schlusse der Oper hervor gerufen wurde, äußerte sie angenehme Hoffnungen des Wiedersehens.

Das Publikum ergriff jede Gelegenheit, die treffliche Sängern, Mad. *Grübbaum*, an diesem Abend auszuzeichnen. Nach der zweyten Arie begleitete sie glänzender Beyfall, der nicht eher aufhörte, bis sie wieder auf der Scene erschien. Die erste wurde ebenfalls mit tiefem Ausdruck vorgetragen. Das Tempo war etwas langsam, was ohne Zweifel von der Vorliebe der Sängern für diese ihrem Vortrag angemessene Bewegung herrührte. Wenn in einigen von beyden Sängern zugleich ausgeführten Stellen leise Schwankungen entstanden, so geschah es, weil die Stimmen hier und da umgekehrt und gewechselt waren.

Um das Ganze noch mit wenigen Worten zu erwähnen, möge nur die Ausführung des ersten Finales und des Serzetts im zweyten Akt berührt werden, die allen Forderungen, wozu ein solches Personal berechtigen kann, genügt.

Theater an der Wien, den 28. Juny zum ersten Mal: Die Waise aus Genf. Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Victor, von J. F. Castelli.

Unter dem Nahmen *Henriette* befindet sich seit acht Monathen ein aufgenommenes Mädchen im Hause der Frau von *Kollstein*, unweit Lausanne. In Abwesenheit dieser Dame kommt ein verdächtiger Mensch in die Gegend, und forscht nach der Entflohenen bey dem Verwalter, durch dessen Gesprächigkeit wir für's erste so viel erfahren, daß *Henriette* eines Abends, erschöpft von ihrer Wanderung, einen Zufluchtsort bey seiner Herrschaft fand, sich in der Folge Liebe und Vertrauen zu erwerben wußte, und in wenig Stunden mit dem Sohne der gnädigen Frau verlobt werden soll. *Strömborst*, der Unbekannte, entfernt sich mit dieser Nachricht. Nun langt der würdige Freund des Hauses, *Egerton*, an; *Henriette* hat nach ihm verlangt, vor ihm schüttet sie ihr Herz aus, und gesteht, daß sie nimmermehr die Schwiegertochter ihrer Wohlthäterinn werden könne, da sie der Familie den Schimpf ersparen wolle, sich mit einer zwar als unschuldig Angeklagten, doch zur entehrenden Strafe Verurtheilten, die deswegen aus Genf entfliehen mußte, zu verbinden. Der Vertraute gelobt ihr seinen Schutz, sie soll die Ceremonie der Verlobung vor sich gehen lassen, dann will er sie des Nachts zu seiner Schwester führen, und ihre Sache selbst vor dem Gericht in Genf vertheidigen. Nachdem er sie verlassen hat, tritt *Strömborst* wieder auf. Diese Erscheinung ist entsetzlich für *Henriette*, in der ihr furchtbarer Verfolger die entflozene *Theresse* erkennt. Noch immer von glühender Leidenschaft entbrannt, fordert er sie auf, mit ihm zurück zu kehren, und die Seinige zu werden. Er hat alle Mittel in den Händen, sie zu verderben, aber auch die Beweise ihrer Unschuld. Wir erfahren weiter nun, daß *Henriette* von einer gewissen *Marquise* an Kindes statt aufgenommen und durch ein Vermächtniß unvermuthet Erbin ihres beträchtlichen Vermögens wurde, weshalb die Familie alle Kunstgriffe der Chikane aufboth, um sie als Betrügerinn darzustellen, die durch falsche Unterschrift das fremde Eigenthum erschleichen wolle, und sie der Gerechtigkeit zu überliefern. *Strömborst* gab zu allen diesen Hänken

seine Hand, um als Herr des Schicksals dieser Unglücklichen das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Auch entdeckt er ihr, sie sey die Tochter der Verstorbenen, aus einer heimlichen Verbindung entsprossen. Nach dringendem Flehen von Henriettens Seite, ihrem Besitz gegen den Genuß des Erbtheils zu entsagen, und Drohungen von der andern, sie unablässig zu verfolgen, zieht er sich bey Annäherung der Gutsbesitzerin und ihres Sohnes auf kurze Zeit zurück, erscheint aber in dem Augenblicke, da man zur Verlobung schreiten will, plötzlich wieder im Kreise der Versammelten, um seine Rechte auf das Mädchen geltend zu machen, und die Strafbare den Gerichten zu überliefern. Egerton entreißt sie seinen Klauen und führt sie als Vertheidiger hinweg. So schließt der erste Akt, mit einem Melodrama.

Im zweyten Akt kommt Henriette auf einem der Fr. v. Kollstein gehörigen Pachtshof an, und bittet um ein Nachtlager; ihr Beschützer, der selbst abgehalten wurde, sie zu begleiten, gab ihr einen Knecht mit, das Gewitter überfiel sie, vor Angst und Müdigkeit vermag sie den bestimmten Zufluchtsort nicht zu erreichen. Nach einigem Bedenken räumt ihr die Pächterin den Pavillon ein, wo sonst die gnädige Frau zu ruhen pflegt. Hier sieht man sie durch's Fenster, und bemerkt, daß sie zu schreiben anfängt, wenn die Scene leer geworden ist. Jetzt in Nacht und Ungewitter erscheint der Furchtbare wieder, lockt sie durch verstellte Sprache aus dem Zimmer, und beschwört sie mit gezacktem Messer, ihm zu folgen, doch mit der Gefahr wächst auch ihr Muth, sie ist entschlossen, eher dem Tod, als ihm sich zu ergeben. Auf den Lärm eilen die Wirthshausleute herbey, und Strömborst entfernt sich schnell, nachdem er ihr den Schwur abgedrungen, das Geschehene zu verschweigen. Unvermuthet trifft auch Frau v. Kollstein ein und Karl begleitet sie, der armen Flüchtigen wird ein Obdach auf der andern Seite angewiesen, Mutter und Sohn aber unterreden sich vor Schlafengehen noch, während Henriette lauscht, und ihre Wohlthäterin mit Nachdruck sagen hört: „So lang ich lebe, soll die Verworfenne nie mein Haus betreten.“ Karl wird endlich den angefangenen Brief gewahr; überzeugt, daß die Geliebte hier gewesen, oder in der Nähe ist, schleicht er sich, sobald die Mutter schläft, hinaus, um weiter nachzuforschen. Der Verwalter meldet ihm, er habe einen verdächtigen Menschen gesehen, der um den Wagen spionirte, worauf Karl mit ihm dorthin eilt, um sich der Pistolen zu bemächtigen, und mit ihm den Laurer, zu verfolgen. Sogleich kommt Strömborst wieder aus seinem Hinterhalt hervor. Er befürchtet eine Versöhnung, seinem Leben droht Gefahr, wenn eine Verbindung zu Stande kommt, Verzweiflung ergreift ihn bey diesem Gedanken, reißt ihn hin, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu opfern, um sich selbst zu retten. So vollzieht er die entsetzliche That, und in demselben Augenblicke schlägt der Blitz in den Pavillon ein, der Mörder entflieht, Henriette, vom Mordgeschrey herbey gerufen, stürzt heraus, in's brennende Gemach, und bald wieder zurücktaumelnd, ein blutiges Messer in der Hand, fällt sie mit dem abgebrochnen Ausruf: „Ich — ich!“ — mitten im andrängenden Gewühl enteelt zur Erde.

Den Inhalt des dritten Akts können wir kürzer fassen, da die Leser nun das Nöthige schon wissen; so geht es auch den Zuschauern. Alle Anzeigen gegen die Waise sind vorhanden, wenigstens der Theilnahme am verübten Morde. Egerton, der sich auch nun eingekunden hat, entschuldigt sie vergebens. Unter solchen Umständen bringen die Gend'armen den wirklichen Verbrecher ein. Er entschuldigt sich auf's beste, verfängt sich aber in seinen Antworten, besonders fällt es dem Vertheidiger des unglücklichen Mädchens auf, daß er von dem Morde Kenntniß hat, und doch nicht in der Nähe des Pachtshofes will gewesen seyn; noch mehr, daß er die Getödtete für Henriette hält. Ein Gedanke blüht in Egertons Gehirn auf, ein schneller Vorsatz folgt, zu dessen Ausführung er sich mit dem Obergericht schnell entfernt. Der Verbrecher bleibt allein, mit Wachen wird der Platz umzingelt. Während eines Selbstgesprächs faßt er neuen Muth, und hofft durch hartnäckiges Lügner seine Rettung zu erwirken. Richter und Zeugen kehren zurück, umsonst sind alle Bemühungen, ihm das Geständniß abzulocken, endlich beschwört der würdige Vertheidiger ihn feyerlich, mit seiner Hand den blutbesteckten Leichnam zu berühren, und sich durch einen Eid zu reinigen. Mit verzweif-

lungsvoller Kühnheit eilt der Angeklagte dem bestimmten Orte zu, da tritt ihm Henriettens bleiche Gestalt, wie aus dem Sarg erstanden, in den Weg, schauernd stürzt er aus dem Hintergrunde hervor, und mit dem Ausruf: „Ich bin der Schuldige!“ entföhrt ihm das Bekenntniß.

Auf diesen ergreifenden Theaterfoup hat es Hr. Victor angelegt, und die Verhandlung mit großer Förmlichkeit, aber nichts destoweniger mit fortdauerndem theatralischen Interesse ausgeführt. Unstreitig liegt hier eine Kriminal-Geschichte zum Grunde, wenn nicht etwa, wie dieß so oft der Fall ist, zwey Anekdoten in eins verschmolzen sind. Eine Lücke bemerkt man in dieser Hinsicht keineswegs, denn der Zusammenhang des Ganzen ist eben nicht so fest und unauflöslieh, obgleich eine umsichtige und sorgfältige Behandlung sich in den Außendingen nicht verkennen läßt. Wenn man so die Oberfläche nur in's Auge faßt, so glaubt man, Alles sey recht wohl verschlungen und vor jeder Anfechtung gesichert, aber darauf kömmt es hier nicht an; dem Verfasser des Drama's war es nicht um Furcht und Mitleid zu thun; er wollte ängstliche Beklemmung und Entsetzen wirken. Diese Absicht hat er allerdings erreicht, und selbst die Anfangs rege Theilnahme für die Unglückliche geht nach und nach verloren, ob sie gleich im zweyten Akt durch den glücklichen Zug der Entschlossenheit, dem Bösewicht zu widerstehen, auf einmahl einen Augenblick recht kräftig angefrischt wird. Es braucht kaum einmahl erwähnt zu werden, daß der Bewegungsgrund zum Mord gerade der schwächste Theil der Charakteristik ist, und die Vollziehung unter Bliß und Donner, Wetterschlag und Feuersbrunst als eine dramatische Phantasmagorie erscheint. Doch solche Züge lassen sich zu Gunsten des Vorurtheils und mit einer vornehm thuenenden Kunstschermiene leichter tadeln, als es den Befangenen und selbst den Unbefangenen, wenn sie einmahl auf den Grund gesehen haben, gelingen will, die lobenswerthen Stellen, mit einem Wort die bessere Seite, aufzufassen und hervorzuziehen. Diese zeigen sich besonders in der ersten Hälfte des Schauspiels. Der ganze erste Akt hat einen leichten und natürlichen Gang; die Handlung im Anfang des zweyten bewegt sich auf einem angemessenen Hintergrund, und die idyllischen Gestalten spielen mit recht angenehmen Farben in das schauerliche Dunkel. Die Theilnahme wächst von vorn herein, und bis zum Ende, wenn auch nicht für die Personen, doch für die Handlung; der Schluß indessen, so kräftig er auch wirkt, befriedigt nicht. Es wird eigentlich nichts gut gemacht, und die Bestrafung, oder vielmehr Überführung des Bösewichts, auf die es nun noch abgesehen ist, war ohnehin gewiß; man konnte von ihm versichert seyn, daß er dem Richtschwert nicht entgehen würde. Die Charaktere haben bis zum kleinsten wenigstens einen Umriss, wenn sie auch nicht mit allzu großer Genauigkeit ausgeführt sind. Das Stück gefiel und wird auf keiner Bühne seinen Zweck verfehlen. Was sich streng genommen immerhin dagegen sagen läßt, die gute Seite hält der schwächern hier das Gleichgewicht, und dieß Verhältniß ist nicht sehr gewöhnlich.

Die Darstellung griff gut zusammen, und die Hauptrollen waren zweckmäßig besetzt. Mlle. Botta, als Henriette, befriedigte ungemein, im Anfang auch den strengern Forderungen; im letzten Theile fehlte die Berechnung, um dem sinkenden Charakter wieder aufzuhelfen. Egerton (Hr. Rüg er) gab diese Rolle, hinter welcher im Original vermuthlich etwas Bedeutenderes steckt, mit Würde; nur zuweilen war der Ton zu schmelzend. Der Dämon des Verderbens, Strömbo r st, wurde vom Hrn. Küstner stark genug gehalten, doch ganz der Stellung zu dem Übrigen gemäß. Im dritten Akt zeichnete sich die Entwicklung besonders aus.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.